

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 76 (2014)
Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Andrey, Georges: La Suisse romande. Une histoire à nulle autre pareille.

Pontarlier: Editions du Belvédère 2012. 432 S. ISBN 978-2-88419-227-9.

«Swissness sells»: Offenbar verkauft sich die Schweizer Geschichte im Moment gut. Von allen Seiten schießen Geschichten der Eidgenossenschaft aus dem Boden, die auf eine breite Nachfrage stossen. Und die Medien mischen eifrig mit; das Schweizer Fernsehen liess ja kürzlich seine umstrittene historische Reihe *Die Schweizer* über die Bildschirme flimmern. Georges Andrey war schon vor ein paar Jahren auf dieser Welle geritten und hatte mit der *Schweizer Geschichte für Dummies* (deutsch: 2009) einen Erfolg gelandet. Ist nun seine neue Geschichte der Westschweiz eine Fortsetzung der ersten, vom Publikum geschätzten Folge?

Spätestens an diesem Punkt ist eine wichtige Bemerkung vorzuschicken. Populäre Geschichtsbücher dieser Art haben durchaus eine wichtige Funktion, obwohl sich spitzfindige Berufshistoriker und -historikerinnen oft damit schwertun. Es ist grundsätzlich zu begrüssen, dass die Geschichte nicht im Elfenbeinturm eingeschlossen bleibt und dass sie breit in den Medien und in der Öffentlichkeit diskutiert wird. Nun kommt es immer darauf an, was für eine Geschichte betrieben und popularisiert wird, zumal der Grat zwischen Populärwissenschaft und Populismus oft äusserst schmal ist.

In Georges Andreys aktuellem Fall ist das Resultat nicht ganz auf der Höhe der Erwartungen. Der Versuch, endlich eine zusammenhängende Geschichte der Westschweiz zu schreiben, die über die Grenzen der einzelnen Kantone hinausgeht, ist durchaus interessant; umso mehr, als in den allgemeinen Geschichten der Schweiz die französisch- und italienischsprachigen Gebiete immer etwas im Schatten der Deutschschweiz geblieben sind – um von den romanisch sprechenden Tälern gar nicht zu sprechen.

Das Buch ist leicht und verständlich geschrieben; interessante Zusatzinformationen sind oft in redaktionellen Fenstern untergebracht, die den Haupttext entlasten. Nützlich ist auch die Chronologie am Ende des Bandes. Die Bibliografie präsentiert zahlreiche Lektüren zur Vertiefung des Stoffs; bei näherem Hinsehen erweist sie sich jedoch als sehr selektiv. Doch der Versuch, diese Geschichte als eine neue Variante des schweizerischen Sonderfalls zu verkaufen – «une histoire à nulle autre pareille» – ist weder besonders innovativ noch überzeugend.

Worin besteht diese vermeintliche Originalität der «Romandie»? Ein wesentliches Element in Andreys Argumentation sind die zahlreichen Burgrechtsverträge («Combourgeoisies») zwischen Städten, die schon im Mittelalter eine Art Nationsbildung zwischen Sarine, Jura und Genfersee vorausahnen liessen. Wie in anderen Fällen tendiert

der Autor dazu, die Schweizer Nation als Endziel der Geschichte zu betrachten und sie auf frühere Epochen zurückzuprojizieren; in dieser Perspektive erscheinen dann alle wesentlichen Entwicklungen als Vorstufen der Sonderfalls-Nation. Damit wird aber die Rolle der freiwilligen Verträge idealisiert, während die Bedeutung der Machtpolitik Berns, Freiburgs und auch des Oberwallis bei der Eroberung der heutigen Westschweizer Gebiete weitgehend ausgeklammert wird.

In einem späteren Kapitel glaubt Andrey, die Herausbildung einer Westschweizer Originalität darin zu erkennen, dass sich die Westschweiz im beginnenden 20. Jahrhundert klar als Teil der Schweiz profilierte und gleichzeitig ihre Eigenart bewahrte. Schöner Satz, aber: Für welche Schweizer Region gilt das nicht? Ist dies nicht auch für das Tessin, für die Innerschweiz oder für den Thurgau der Fall?

In Wirklichkeit betreibt Andrey viel Aufwand, um zu beweisen, dass eine «Suisse romande» überhaupt existiert, ohne jedoch wirklich zu überzeugen. Ein weiteres Argument: Es gibt, v.a. seit dem 19. Jahrhundert, zahlreiche Westschweizer Organisationen und Vereine («Associations romandes»). Also gibt es auch die «Romandie». Doch: Was sind die Gemeinsamkeiten zwischen dem katholischen, alpinen Wallis und dem reformierten, schon früh industrialisierten Neuenburg? Und was gehört genau zu dieser «Suisse romande»? Ist die Sprache der entscheidende historische und identitätsbildende Faktor? Faktisch identifiziert der Autor die «Romandie» weitgehend mit den fünf Kantonen Freiburg, Genf, Neuenburg, Waadt und Wallis, zu denen sich erst seit 1979 der Kanton Jura gesellt («La Suisse romande aux cinq cantons», S. 193–266). Demnach wären sowohl die Oberwalliser wie auch die Einwohner und Einwohnerinnen des Freiburger Sensebezirks «romands», während die französischsprachigen Distrikte des Kantons Bern in einem historiografischen Niemandsland verharren.

Schliesslich erschöpft sich die Beweisführung, dass die «Suisse romande» als historische Einheit überhaupt existiert, in eine rhetorische Übung: Die «Romandie» sei eben die Tochter Helvetiens, so die Synthese des Autors. «Die Tochter entspricht dem Bild der Mutter: eins und verschieden in jeder Hinsicht, oder fast.» (S. 389) Eine Schlussfolgerung, die uns nicht viel weiter bringt.

Ein weiteres Problem des Buchs besteht darin, dass Andrey sich oft in den politisch-diplomatischen Details der verschiedenen kantonalen Geschichten verheddert und es damit verpasst, die langfristigen Kontinuitäten und die eigentlichen spezifischen Merkmale der untersuchten Regionen ins Licht zu rücken. Damit bleibt der Autor – mehr als in seinen früheren Werken – einem traditionellen Geschichtsbild verpflichtet, in dem Politik und Diplomatie die entscheidende Rolle spielen. So erfährt man leider sehr wenig über wirtschaftliche und soziale Entwicklungen der Westschweizer Gebiete, über die Andrey durchaus viel zu sagen hätte.

Um sein Buch ansprechend zu gestalten, versucht der Autor auf der anderen Seite, komplexe Entwicklungen an einzelnen Persönlichkeiten aufzuhängen. Meistens sind es selbstverständlich Männer, welche Macht und Ruhm auf sich vereinigt haben. Für die Helvetische Republik sind es z.B. F.C. de Laharpe und Henri Monod, für die Zeit der Entstehung des Bundesstaates (1848) in erster Linie Henri Dufour. Daraus ergibt sich aber meist ein einseitiges Bild der nationalen Geschichte, in dem einflussreiche Männer die Geschicke des Staates leiten. Die Bauern, die Handwerker, die Arbeiter sind weitgehend abwesend. Und die Frauen? Sie kommen sporadisch vor, aber v.a. als Anekdoten. Wie im Fall von Marie-Thérèse Rengger, der feurigen Anführerin der republikanischen Partei im Jura der 1790er-Jahre. Statt sich in die äusserst interessante Biografie dieser Frau zu vertiefen, bemüht Andrey den jurassischen Historiker Paul-Otto Bessire, nach dessen Schlussfolgerung die Pruntrutrinnen sich nur deshalb als Patriotinnen erklärten, weil «die Revolution, mit ihren Prinzipien von Freiheit und Gleichheit es ihnen erlaubte, wie die Hofdamen Seidenkleider und Schuhe mit hohen Absätzen zu tragen». (S. 95) Stüffig, vielleicht, aber schliesslich nicht wirklich auf dem neuesten Stand der Gender-Forschung.

In der Tat hat man das Gefühl, dass die Leichtigkeit des Stils oft dem Inhalt schadet. So werden in vielen Fällen grundlegende Veränderungen der (West-)Schweizer Geschichte durch Anekdoten erzählt, wobei deren tiefere Bedeutung im Dunkeln bleibt. Dies ist z.B. bei der Behandlung des Niedergangs der alten Eidgenossenschaft und der Errichtung der Helvetischen Republik der Fall. Und wieder einmal tut sich ein Schweizer Historiker schwer, die Schlüsselrolle Napoleons für die Erneuerung der Schweiz – und insbesondere der Westschweiz – kritisch zu würdigen.

Geschichte für ein breites Publikum zu schreiben, ist und bleibt eine schwierige Kunst. Bei der Geschichte der Schweiz für Dummies war es Andrey gelungen, auch neue Ansätze und Ergebnisse verständlich zu präsentieren; beim hier besprochenen Band wird verstärkt auf veraltete Methoden und Ansätze zurückgegriffen, insbesondere auf die altbewährte politische und diplomatische Geschichte, ohne dass daraus eine überzeugende und wirklich spannende Erzählung resultiert.

Sandro Guzzi-Heeb, Utzigen

**Archäologie Bern / Archéologie bernoise (Hrsg.):
Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2011 /
Annuaire du Service archéologique du canton de Berne 2011.**

Bern: Rub Media 2011. 291 S. ISBN 978-3-907663-29-5.

**Archäologie Bern / Archéologie bernoise (Hrsg.):
Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2012 /
Annuaire du Service archéologique du canton de Berne 2012.**

Bern: Rub Media 2012. 283 S. ISBN 978-3-907663-34-9.

Die Bände 4 und 5 der neuen Reihe der Jahresberichte des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern (ADB) kommen so vertraut daher, als wäre es schon immer so gewesen: Das leuchtende Blau auf dem kartonierten Umschlag und als Titel oder gestaltendes Element auf jeder einzelnen Seite im Text gibt eine farbliche Konstante, und das mittlerweile verinnerlichte Konzept wird getreulich weitergeführt. Die Jahresberichte gehen weit über das hinaus, was man gemeinhin unter diesem Titel subsummiert. Allein der seit Beginn des neugestalteten Jahresberichtes für das Konzept Verantwortliche fehlt jetzt als Redaktor. Aber das Produkt ist ohne den Mentor lebensfähig.

Der Druck durch die auch im Kanton Bern sich ständig weiter ausbreitende Besiedlung war auch in den Jahren 2010 und 2011 nicht geringer als vorher. Im Gegenteil: Die Anzahl behandelter Baugesuche stieg 2010 auf 6393 und damit die Anzahl Fachberichte dazu aus der Feder des Archäologischen Dienstes auf 270. Im Jahr darauf waren es 6580 Baugesuche und 373 Fachberichte. Zu Interventionen im Gelände kam es in etwa ein oder zwei Prozent aller Baugesuche, das waren 2010 154 kürzere oder längere Feldeinsätze und 2011 deren 262, in 74 Fällen wurden grössere oder kleinere Rettungsgrabungen daraus. Die wichtigsten waren 2010 die bronzezeitlichen Dorfteile von Köniz-Niederwangen, der römische Hafen von Studen und die mittelalterlichen und neuzeitlichen Siedlungs- und Gewerbestrukturen von Langenthal sowie die neue Tauchbasis von Sutz-Lattrigen. 2011 waren die Pfahlbausiedlungen in Moosseedorf und in Nidau (AGGLOlac), die bronze- und eisenzeitlichen Landsiedlungen von Meisberg und Kehrsatz, die römischen Siedlungen Studen und Attiswil sowie die aus dem Mittelalter stammenden Objekte Kloster Interlaken und die Letzi in Wimmis die herausragenden Fundplätze.

Die Rubrik *Fundberichte/Liste des interventions* für das Jahr 2010 stellt eine Liste mit 114 Orten dar, wo der ADB im Jahr 2010 in Form einer Baustellenbeobachtung oder einer Sondage, einer archäologischen oder einer baugeschichtlichen Untersu-

chung, einer Fundmeldung oder einer Inventarisierung interveniert hat. Fünfzehn Fundstellen werden mit einem *Kurzbericht/Compte rendu* näher vorgestellt. Sechs Aufsätze von zwischen zehn und 80 Seiten Länge befassen sich mit archäologischen Arbeiten in Täuffelen-Gerolfingen, Sutz-Lattrigen und Mörigen, Petinesca, Hasle b.B., Langenthal und auf der Grasburg. 2011 ist die Liste der Fundberichte 101 Stationen lang, zwölf Kurzberichte und zehn Aufsätze stellen die Arbeit des Berichtsjahres in Kernenried, Münsingen, Kallnach, Jegenstorf, Bern, Wimmis und im Oberhasli näher vor. Ein Beitrag beschäftigt sich mit der Aufnahme der *Prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen* im Kanton Bern, ein anderer mit der Auswertung eines Pilotprojektes zur repräsentativen Begleitung von Bauprojekten, und ein dritter Beitrag befasst sich mit der Problematik, dass Eisenobjekte sich im Boden gut erhalten, nach dem Ausgraben aber gerne zerfallen. Wer mehr als Wissenswertes zu den einzelnen Grabungsstätten erfahren möchte, sondern auch zur Arbeit und zu deren Rahmenbedingungen, zur Organisation des Betriebes u.a.m., liest den Text aus der Feder des Kantonsarchäologen.

Die Jahr für Jahr in grösserem Umfang anfallenden Arbeiten im Archäologischen Dienst bedeuten, sich noch gründlicher zu überlegen, wo man in welchem Umfang intervenieren soll. Seit November 2010 sind die heute bekannten 4038 Fundstellen auf Kantonsgebiet nun in der Geodatenbank des Kantons Bern als eigenes Geoprodukt aufgeschaltet.

Walter Thut, Muri b. Bern

Architekturforum Biel (Hrsg.): Max Schlup. Architekt / architecte.

Sulgen: Niggli Verlag 2013. 356 S. ISBN 978-3-7212-0786-3.

«Nun ja, doch: Sie ist einfach so entstanden. Allerdings mit einem Willen dahinter.» Diese Antwort gab der Architekt Max Schlup dem Architekturkritiker Martin Tschanz auf die Frage nach der Entstehung der Dramaturgie beim Kongresshaus in Biel. Offensichtlich war er kein Mann der grossen Worte. Er versteckte sich gerne hinter seinem Werk, der Architektur, und beschränkte sich wie im Zitat auf einen knappen Hinweis, es stecke mehr als nur Zufall dahinter. Was dieses «Mehr», dieser «Wille dahinter» jedoch sei, liess er unbeantwortet.

Auch das vorliegende Buch stellt das Werk selber in den Vordergrund. Zehn Gebäude von Schlup werden durch einen kurzen Einführungstext und zahlreiche alte und neue Fotografien, Pläne und Zeichnungen dokumentiert. Unter diesen zehn finden wir die grossen und bekannten Werke wie das Primarschulhaus Champagne in Biel, das Kongresshaus von Biel, das kürzlich sorgfältig sanierte Schulgebäude der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen, das Wohnheim Mutter und Kind in Biel, die

Gross-Sporthalle End der Welt in Magglingen sowie das in den vergangenen Jahren heiss umstrittene Gymnasium Strandboden in Biel. Leider kommen die frühen und auch die weniger bekannten Werke – das Werkverzeichnis nennt über 100 Arbeiten – bei der rigiden Beschränkung auf zehn Objekte etwas zu kurz. Umso reichhaltiger sind die Dokumentationen der «Hauptwerke». Hier entdeckt man auf sehr sorgfältig ausgewählten Abbildungen den Charme und die Poesie dieser auf den ersten Blick sehr rational anmutenden «Haus-Maschinen». Auch die in den Texten immer wieder betonte Setzung der Gebäude in die Landschaft kann hier an den Bildern nachvollzogen und bestaunt werden.

Vier Essays von Jürg Graser, Martin Tschanz, Christian Penzel und Christoph Schläppi befassen sich je mit einem der zehn Gebäude und versuchen dabei der von Schlups Architektur ausgehenden Faszination auf die Spur zu kommen. Aber irgendwie scheint sich nicht nur der Meister, sondern auch sein Werk der sprachlichen Annäherung zu widersetzen. Zwar berichten die Texte überaus kenntnisreich über Konstruktionen, Raster, Materialien und mögliche Inspirationsquellen, die den Werken eigene Poesie wird dadurch aber nur eingekreist, jedoch nicht wirklich getroffen. Das ist keine Kritik an den Autoren, sondern eine Charakterisierung von Schlups Werk: Mit Worten ist ihm nur schwer beizukommen.

Am Schluss des Buches finden wir oben erwähntes Interview, das Martin Tschanz 2009 im Rahmen dieses Publikationsprojekts mit dem damals 92-jährigen Max Schlup geführt hat. Zwar werden die grossen Entwurfsgeheimnisse auch darin nicht gelüftet, wir lernen aber einen überaus zurückhaltenden Menschen kennen, der die Sicherheit ausstrahlt, nichts über sein Werk aussagen zu müssen, weil dieses für sich selber spricht.

Leider ist Max Schlup im Frühling 2013 gestorben und hat damit die Buchvernissage nicht mehr erleben können. Es lässt sich aber mit Bestimmtheit sagen, dass ihm die sorgfältige und reichhaltige Bildauswahl, das sehr präzise und klassische Layout, die kurzen, aber informativen Texte «seines» Buches sehr gefallen hätten.

Dieter Schnell, Bern

**Bähler, Anna; Däpp, Walter; Gruner, Ueli; Lüthi, Christian;
Stalder, Lisa; Steiner, Markus; Witschi Franziska; Trachsel,
Hansueli (Fotografien): Berns Aare.**

Bern: Haupt 2013. 159 S. ISBN 978-3-258-07758-1.

Die Aare als verbindendes Element der Berner Agglomerationsgemeinden hat fünf von ihnen (Bern, Köniz, Ittigen, Zollikofen und Bremgarten) dazu bewogen, gemeinsam mit der Regionalkonferenz Bern-Mittelland das Kooperationsprojekt *Aareschlaufen*

zu starten. Damit sollen Schutz und Nutzung der Aare im Raum Bern aufeinander abgestimmt werden. Das Buch beschreibt unter anderem einige der dabei entstandenen Projekte. Die Beiträge dieses Bandes zur Aare und zu den sie nutzenden Menschen sind so vielfältig wie diese selbst, was sicher die grosse Stärke des Werks ausmacht. Die einzelnen Autorinnen und Autoren sind ausgewiesene Fachleute auf ihrem Gebiet und vermitteln deshalb fundiertes Wissen, für diesen Band gut lesbar formuliert und so für jedermann verständlich. Die Biologin Franziska Witschi gibt einen guten Überblick über das Biotop Aare, wobei nicht nur einzelne Lebewesen vorgestellt werden, sondern ganze Lebensräume wie beispielsweise der Elfenauweiher, das Schwellenmätteli oder die urbanen, kanalisierten Abschnitte der Aare. Dabei wird nicht einfach der Verlust des natürlichen Lebensraums beklagt, sondern der Leser erhält eine Vorstellung von der trotz allem reichen Fauna des Flusses. Ueli Gruner, auf die Berner Verhältnisse spezialisierter Geologe, rollt die Geschichte des Aareraums seit Beginn der Alpenfaltung auf. Klar gestaltete Grafiken und mit Markierungen versehene Fotografien helfen mit, die vielen Wechsel des Aarelaufs nachzuvollziehen. Beim nächsten Spaziergang entlang der Aare wird der Leser etwas besser verstehen, wie es zu den an den Hängen sichtbaren Sandsteinformationen kam oder woher die farbigen Kiesel stammen. Die viel jüngere Geschichte menschlicher Tätigkeiten entlang der Aare beschreibt Anna Bähler, wobei sie den Fokus auf die Wechselwirkungen zwischen Mensch und Wasser legt. Die Historikerin konzentriert sich dabei auf die Siedlungsgeschichte und die Funktion der Aare als Transportweg. Ganz explizit um die Nutzung des Wassers geht es im Beitrag von Christian Lüthi, der sich dem Thema Gewerbe und Industrie widmet. Markus Steiner, Landschaftsarchitekt und Mitarbeiter im Projekt *Aareschlaufen*, beschreibt die landschaftsgestaltende Kraft der Aare und wie der Mensch hier eingreift, sei es um das Wasser zu nutzen, Hochwasser zu bekämpfen oder um der Natur wieder Raum zu geben. Hilfreich ist, dass die einzelnen Beiträge immer wieder aufeinander Bezug nehmen, sodass man beginnt, die Aare als ganzheitliches System und als vielfältigen Lebensraum wahrzunehmen. Sozusagen als Kontrastprogramm zu den eher wissenschaftlichen Beiträgen enthält der Band verschiedene Artikel eher deskriptiver Art. Dazu gehört sicher die Aufzählung all der Aktivitäten, welche an, auf und in der Aare stattfinden. Das geht vom Joggen über das Bootfahren und Baden bis zum Bungeesurfen und Fischen. Die Journalistin Lisa Stalder zeigt eindrücklich, in welchem Ausmass der «Freizeitmensch» den Aareraum nutzt. Ebenfalls ein Journalist, Walter Däpp, gibt in vier Artikeln einige schöne Stimmungsbilder des Lebens an der Aare, welche auf den emotionalen Wert der Aarelandschaft für uns Menschen aufmerksam machen. Jedes dieser Bilder bezieht sich auf eine andere Jahreszeit, sodass wir den Lauf des Jahres am Beispiel der Aare nachvollziehen können.

Stark aufgewertet werden die schriftlichen Teile des Bandes durch die vielen Bilder, von denen der grösste Teil vom Fotografen Hansueli Trachsel stammt. Bild und Text sind gut aufeinander abgestimmt, sodass ein abgerundetes Ganzes entsteht. Die Aufnahmen illustrieren aber nicht einfach das Geschriebene, sondern sie könnten genauso gut für sich alleine stehen: Sie sind selbst kleine Kunstwerke, welche aus dem vorliegenden Band auch ein Fotobuch machen. *Berns Aare* ist im besten Sinn ein Buch für jedermann, weil hier wirklich für jeden etwas drin ist.

Philipp Stämpfli, Bern

Burgerbibliothek Bern (Hrsg.): Rudolf Mürger und sein Künstlerkreis. Schöne Welt im Kornhauskeller.

Bern: Stämpfli Verlag 2011. Passepartout, Schriftenreihe der Burgerbibliothek, Bd. 4. 217 Seiten. ISBN 978-3-7272-1228-4.

Seit 2009 gibt die Burgerbibliothek Bern die Schriftenreihe Passepartout heraus, welche wertvolle Handschriften, Archivalien oder besondere Sammlungsstücke einem kulturgeschichtlich interessierten Publikum vorstellt. 2011 erschien der vierte Band der Reihe, der sich des Berner Malers Rudolf Mürger (1862–1929) annimmt, dessen umfangreicher Nachlass sich seit rund 30 Jahren in der Burgerbibliothek Bern befindet. Zu seinen Lebzeiten war Mürger als Maler eine Lokalgrösse; die Ausmalung des Kornhauskellers in Bern war einer seiner grössten Aufträge. Es ist ein Kuriosum, wie er zu dieser Arbeit kam: Als Stadtrat regte Mürger einen Wettbewerb an «für die Erlangung von Entwürfen für die dekorative Behandlung von Gewölbe, Pfeiler- und Wandflächen» im Kornhauskeller. Neben zahlreichen andern Künstlern nahm auch Mürger selbst am Wettbewerb teil – und er gewann ihn 1897 mit seinen als Gesamtkunstwerk komponierten Entwürfen, die vom Jugendstil und den Präraffaeliten beeinflusst sind.

Die Publikation zu Mürger ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil stellt die Musikethnologin und Instrumentenkundlerin Brigitte Bachmann-Geiser, Mürgers Grossnichte, das Leben und Werk des Künstlers vor. Der Text wird mit zahlreichen schönen und passenden Abbildungen illustriert und zeugt von der grossen Kenntnis der Autorin. Er erschöpft sich aber auf weiten Strecken in einer Aufzählung von Fakten, die nur wenig gewichtet, erläutert oder in einen grösseren Zusammenhang gesetzt werden. Zum Beispiel erwähnt die Autorin in einem Satz, dass Ferdinand Hodler, Cuno Amiet und Max Buri der Eröffnung des neu bemalten Kornhauskellers am 1. Oktober 1898 ferngeblieben seien. Hier stellen sich der Leserin einige Fragen: Waren diese drei Herren persönlich eingeladen? Waren sie verhindert, oder kamen sie nicht, weil sie Mürger nicht als gleichrangigen Künstler erachteten? Wie ist überhaupt der künstlerische Wert

von Müngers Werk aus heutiger Sicht einzuschätzen? Solche Fragestellungen beantwortet die Publikation nicht, sie ist keine kritische Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk des Künstlers.

Im zweiten Teil fasst die Historikerin Annelies Hüsey die Geschichte, die architektonische Ausgestaltung, die Nutzung und die Umnutzungen des Kornhauses und des Kornhauskellers kurz und gut lesbar zusammen. Der dritte Teil ist der eigentliche Hauptteil der Publikation. Hier stellt Brigitte Bachmann-Geiser die Figuren vor, zumeist Künstler aus Müngers Bekanntenkreis, die der Maler auf seinen Fresken im Kornhauskeller darstellte. Dank der genauen Kenntnis von Müngers Tagebüchern gelingt es der Autorin, all diese Persönlichkeiten zu benennen. Jede der 31 Figuren wird auf einer Doppelseite vorgestellt: Die rechte Seite zeigt jeweils die im Kornhauskeller dargestellte Figur; die linke Seite enthält eine kurze Biografie der Person, wenn möglich ihr Porträt und die Vorlage, die Münger allenfalls verwendete. Interessant sind die Beschreibungen der sehr unterschiedlichen und zum Teil wenig bekannten Musikinstrumente, mit denen der Maler die Figuren ausstattete. Der Autorin gelingt eine höchst unterhaltsame Darstellung des Bekannten- und Freundeskreises, in den Münger eingebettet war. Insgesamt ist das vorliegende Buch eine schön gestaltete und liebevolle Annäherung an den fast vergessenen Künstler Rudolf Münger und sein Werk.

Anna Bähler, Bern

Gerber, Christophe; avec les contrib. de Christoph Brombacher et al.: Court, Pâturage de l'Envers. Une verrerie forestière jurassienne du début du 18^e siècle. Volume 2: Des matières premières aux productions. Approches historiques, techniques et archéologiques.

Berne: Rub Media 2012. 301 S. ISBN 978-3-907663-36-3.

Nur zwei Jahre nach dem beachtenswerten ersten Band zur (bern)jurassischen Waldglashütte *Court, Pâturage de l'Envers* im beginnenden 18. Jahrhundert erschien 2012 der zweite Band zur Auswertung der bei den Grabungen gemachten Funde.¹ Verantwortlich zeichnet, wieder unter der Leitung von Christophe Gerber, ein Kollektiv von fünf Personen aus der Archäologie und benachbarten Fächern, das zudem verstärkt war durch drei weitere Fachleute. Auch bei diesen Arbeiten wurde interdisziplinär gearbeitet; es kommt erneut die Geologie und darüber hinaus die Archäometrie zu Wort. Darum war neben dem Archäologischen Dienst des Kantons Bern als Hauptverantwortlichem insbesondere ein Institut der Universität Basel beteiligt.

Die Ausgrabungen und die nun erfolgte Auswertung der Funde sind geeignet, die Schweiz nördlich der Alpen neben Deutschland, Frankreich und Grossbritannien zu

den ganz erfolgreichen Nationen um die Erforschung der Herstellung von Glas zu machen. Und unter den drei schweizerischen Stätten mit Flühli LU und Rebeuvelier JU ragt nun Court BE deutlich über die anderen wissenschaftlich erforschten Orte hinaus. Die Auswertung der zwischen 2000 und 2004 gemachten Funde im Band 2 fokussiert auf technische Aspekte der Glasherstellung (die Beschaffung und die Eigenschaften der Grund- und Hilfsstoffe und der Schmelzöfen) und die Typologie der dort hergestellten Glaswaren. Wie schon bei den Grabungen ist auch die Auswertung gründlich und in innovativer Art geschehen. Den beiden Textbänden sollen auch noch zwei Katalogbände folgen und damit eine über tausendseitige Publikation abschliessen.

Mit den technischen Aspekten sind die Beschaffung und Bereitstellung der Rohmaterialien wie Quarzsand, Schmelzmittel (häufig in der Form von Asche) und Holz gemeint. Es werden zu allen Bereichen interessante Resultate vorgestellt, manche bestätigen anderswo schon geäusserte Vermutungen, manche sind neue Erkenntnisse. So entsteht vor den Augen der Leserinnen und Leser ein plastisches Bild von dem, was sich im frühen 18. Jahrhundert in dieser und anderen Glashütten abgespielt haben mag. Ohne Gewissheit freilich spricht man heute in *Court, Pâturage de l'Envers* bezüglich Holzverbrauch von etwa 500 Ster Holz pro Monat, und dass über ein Drittel davon allein zur Herstellung von Asche verbraucht wurde, die der Schmelze zugegeben wurde, um den Schmelzpunkt zu senken. Das gibt bei einem Jahresbetrieb von sieben Monaten eine Fläche von elf Hektaren Wald und führte in der Zeit von 1699 bis 1714, in der die Konzession aus der Hand des Fürstbischofs von Basel für *Court* gültig war, dazu, dass die Hänge rund um die Glashütte stark vom Wald entblösst waren. Für die Bereitstellung des Brennholzes geht man nach den neuen Erkenntnissen von *Court* von einer Holzerguppe in der Grösse von ca. 30 Personen aus. Die Gemeinschaft rund um die Glashütte schliesslich soll ungefähr doppelt so gross gewesen sein. Von einer so grossen Zahl an Mitarbeitenden in einer mittelgrossen Waldglashütte ist man bis heute nicht ausgegangen. Diese und andere detaillierte Angaben zum Verbrauch und auch zur Beschaffung der Rohstoffe finden sich im zweiten Kapitel.

Weil in *Court, Pâturage de l'Envers* ausgiebig Produktionsabfälle gefunden wurden und solche Auswertungen bis anhin eher selten waren, hat man diese untersucht. Das Resultat: eine erstaunlich grosse und interessante Produktpalette für eine Glashütte dieser Grösse. Weitere Erkenntnisse: Über drei Viertel des Glaswaren-Ausschusses hatten einen grünen Farbton, und beinahe die Hälfte der Fragmente sind dem Fensterglas zuzuschreiben. Die hergestellten Glaswaren waren wohl zum grossen Teil Trinkgläser, Becher mit rundem Warzen- und Tropfendekor und Kelchgläser mit Hohlbalusterschäften. Die Vorbilder für das Tischglas waren offensichtlich deutsch und französisch. Neben Trinkgläsern wurden auch Apothekergefässe hergestellt (Phiolen, Töpfe, Flaschen).

Das meiste Fensterglas ist den sogenannten Butzenscheiben zuzuordnen, etwas Weniges gehört zum Fachglas nach Zylinderblasverfahren. Die Produktionspalette wird im dritten Kapitel in zahlreichen Abbildungen und ergänzendem Text vorgestellt. In diesem Kapitel ist auch der Abschnitt zu den Werkzeugen mit über 800 Fundstücken untergebracht. Man darf annehmen, dass dieser reiche Schatz an Metallwaren aber nur ein Teil dessen war, was dazumal wirklich zum Einsatz kam.

Hochinteressant und sehr detailreich ist auch das vierte Kapitel mit Erkenntnissen zum Waldglas im Allgemeinen und zu *Court, Pâturage de l'Envers* im Besonderen. Die Informationen lieferte das Geochemische Labor des *Mineralogisch-Petrographischen Instituts* der Universität Basel, das die chemischen Typen der Glaswaren bestimmte. Auch wurde dort mit Materialanalysen der Frage nachgegangen, ob das Bruchglas aus der lokalen Produktion oder als Recyclingglas aus nahen Zentren wie Bern oder Basel stammt. Man klärte zudem die Frage, ob das farblose Glas fremder oder lokaler Provenienz ist oder wie das Glas blauer Farbe hergestellt wurde. Näher bestimmt hat man schliesslich auch die Zusammensetzung der silikatreichen mineralischen Rohstoffe rund um *Court*.

Die Kapitel fünf und sechs befassen sich mit dem zentralen Ort der Glashütte: Dem Schmelzofen (und gewissem Zubehör). So entstand zusammen mit Abbildungen von Öfen aus deutschen Produktionsstätten des 19. Jahrhunderts ein konkretes Bild rund um viel technisches Wissen. Die Untersuchung von durch die Benutzung des Ofens transformierten Baumaterialien liess gar den Schluss zu, dass während der Betriebszeit im Innern des Ofens die erstaunlich hohe Temperatur von gegen 1500 Grad C geherrscht haben musste.

Es versteht sich von selbst, dass eine solche Publikation einen kleinen Katalog, einen kurzen Kommentar zu den statistischen Informationen, ein Glossar (f, e, d) und eine ausführliche Bibliografie enthält.

Walter Thut, Muri b. Bern

¹ Siehe die Rezension von Bd. 1 in BEZG 73, 2 (2011), 39–41.

**Gfeller, Kurt F.; Koshy, Verena; Frey-Aebersold, Ruth (Hrsg.):
Niederscherli – Begegnungen mit einem Dorf.**

Köniz: Ackermanndruck AG 2012. 367 S. ISBN 978-3-033-03665-9.

Niederscherli, einer der zwölf Ortsteile der politischen Gemeinde Köniz, «hat kein Schloss, keinen See, nichts Monumentales, das Besucherströme anlocken würde», hält das Redaktionsteam einleitend fest. Das Dorf, das seit über 200 Jahren als Zentrum

des oberen Gemeindegebiets gilt, ist aus quellengeschichtlicher Sicht ein spärlich beschriebenes Blatt. Dennoch hat es sich ein Team von ehrenamtlichen Autorinnen und Autoren zur Aufgabe gemacht, die Geschichte Niederscherlis nachzuzeichnen. *Niederscherli – Begegnungen mit einem Dorf* ist jedoch keine Ortsgeschichte, die sich einer universitär geprägten Geschichtsschreibung verpflichtet sieht. Vielmehr handelt es sich um eine Sammlung oftmals persönlich gezeichneter Erlebnisse und Informationen, die sich mehr als Erinnerungs- denn als Geschichtsbuch präsentiert.

Der Band gliedert sich in zwölf Themenkreise: *Der Ortsname und seine Deutung, Niederscherli als Lebensraum, Niederscherli im Wandel der Zeit, Die Entwicklung der Infrastruktur, Die Schule, Die Entwicklung der Landwirtschaft, Die Entwicklung von Gewerbe, Handel und Dienstleistung, Gesundheit und medizinische Versorgung, Ordnung und Sicherheit, Kultur und Religion, Politik* sowie *Bewegende Ereignisse*. Diesen Themen sind jeweils ein bis 14 Aufsätze zugeordnet. Der Anhang besteht aus einem Glossar, einigen Dorfansichten sowie Landkarten. Eine Gesamtbibliografie sucht man vergeblich; bibliografische Hinweise auf den einzelnen Beiträgen zugrunde liegende Quellen finden sich teilweise an den Beitragsenden. Lediglich direkt den Quellen entnommene Textstellen werden zitiert.

Optisch ist der Band zurückhaltend gestaltet. Für Farbtupfer sorgen in erster Linie das oftmals von Privatpersonen stammende Bildmaterial sowie einige Grafiken. Die Orientierung innerhalb des Bandes ist visuell wie inhaltlich tendenziell schwierig. Der Verzicht auf den Themenkreisen vorangestellte Inhaltsverzeichnisse, farbliche Akzentuierungen oder Handmarken sowie die Vielzahl der Beiträge zu den teilweise ineinander übergreifenden zwölf Themenkreisen schmälern Übersichtlichkeit und Leserfreundlichkeit.

Der zeitliche Schwerpunkt der Beiträge liegt auf dem 20. Jahrhundert. Dies ist als Folge der Quellenlage zu verstehen: In der Einleitung stellen die Autoren fest, dass es an «direkt den Ort betreffende Schriften» fehle. Das Projektteam hat sich in der Folge zu einem «Rückblick» auf eine Ära entschlossen, als «Niederscherli noch ein weitgehend eigenständig funktionierendes Dorf» gewesen sei. In Erzählcafés und Interviews zusammengetragene mündliche Überlieferungen und Erinnerungen sind die Hauptquellen des Bandes. Im Übrigen stützen sich mehrere Beiträge auf bestehende Publikationen,¹ ohne dass neue Erkenntnisse hinzugekommen wären.

Die gut fünfzig Seiten zu *Niederscherli im Wandel der Zeit* führen so unterschiedliche Themen zusammen wie eine geologische Wanderung durch die Umgebung, die Besiedlungsgeschichte, die Beschreibung einzelner historischer Gebäude, die Herrschafts- und Gemeindegeschichte sowie Porträts von Freiweibel Durs Gysiger oder von Sophie Charlotte Zeerleder-von Haller, der einstigen Herrin des Gutes Farnern. Ein Gebäude,

das durchaus zu einem Ausflug nach Niederscherli anregen könnte, ist der denkmalgeschützte Herrenstock. Der 1748 erbaute Wohnstock weist ein reiches Bildprogramm an der Fassade auf und hat eine bewegte Besitzer- und Nutzungsgeschichte. Im Beitrag zur *Bern-Schwarzenburg-Bahn* wird aufgezeigt, wie wichtig der seit 1907 verkehrende «Schwarzenburger» für Niederscherli war: Wie vielerorts hat die Bahnverbindung auch in Niederscherli zur wirtschaftlichen Entwicklung beigetragen und das Dorf näher an die Stadt gerückt. Einen markanten Anstieg der Bevölkerungszahlen brachte aber erst die zunehmende Bautätigkeit insbesondere ab den 1960-er Jahren – auch hier sind in Niederscherli dieselben Verhältnisse wie andernorts anzutreffen. Allerdings blieb der Ort vom Schicksal einer Schlafgemeinde verschont. Viele Vereine sind aktiv, und auf über sechzig Seiten wird das lokal seit mehreren Generationen ansässige Gewerbe vorgestellt, dessen früheste Vertreter Mühle, Gerbe, Sägerei und Schmiede waren. Im Themenkreis zur *Entwicklung der Landwirtschaft* sind insbesondere die von verschiedenen Landwirten erinnerten Beiträge von Interesse, da sie den Strukturwandel beispielhaft und lebensnah zu schildern wissen. Eine ganz besondere Persönlichkeit wird unter dem Themenkreis *Kultur und Religion* vorgestellt: Susanne Looser, die 1916 in Niederscherli geborene Doyenne des Flamenco. Unter ihrem Künstlernamen Susana wurde sie international bekannt.

Der Band tritt punkto inhaltlichem Programm und Zielsetzung als Ortsgeschichte auf, vermag jedoch die Anforderungen einer universitär geprägten Geschichtsschreibung, wie sie etwa Christian Lüthi für die Ortsgeschichtsschreibung empfiehlt,² nicht zu erfüllen: Sowohl der Umgang mit den Quellen wie auch die Einordnung und Interpretation der lokalen Befunde überzeugen nicht vollständig. Das Autorenteam bemühte sich darum, in Erzählcafés und Interviews ortsgeschichtlich bedeutsame Informationen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu gewinnen. Die Schilderungen bleiben jedoch allzu oft unkommentiert und unreflektiert stehen; es fehlen Interpretation wie auch die Einordnung in den grösseren Zusammenhang. Der Band erscheint dadurch als buntes Potpourri von – teilweise in Mundart abgedruckten – Erlebnisberichten, von Informationssammlungen rund um historische Begebenheiten und Zusammenfassungen von bereits anderweitig publizierten Erkenntnissen. Den uneinheitlichen Gesamteindruck fördert die Tatsache, dass die Beiträge in unterschiedlichsten Schreibstilen verfasst wurden. Hier hätte sich eine entschiedene redaktionelle Bearbeitung positiv ausgewirkt.

Nichtsdestotrotz darf das Werk als Erinnerungsbuch gelten, das zwar eher zum Schmökern als zum Lesen einlädt, aber dennoch viele interessante und unterhaltsame Einblicke in das einstige Dorfleben Niederscherlis gewährt.

Sarah Pfister, Münsingen

- ¹ So etwa Lerch, Christian: Beiträge zur Geschichte der Gemeinden Köniz und Oberbalm. Verlag der Lehrerkonferenz Köniz und Oberbalm, 1927. Oder Mosimann, Peter: Auf historischen Wegen – Köniz und Umgebung. Stämpfli Verlag, Bern 2009. Oder Hurni, Frieda: Von den Schulen in den Dörfferen. Die Entwicklung der bernischen Landschulen von den Anfängen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts: Dargestellt am Beispiel der Gemeinde Köniz. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 70, 1986.
- ² Lüthi, Christian: Ortsgeschichtsschreibung im Kanton Bern. Bestandesaufnahme und Trends der letzten Jahrzehnte. In: BZGH 67, 1 (2005), 1–36, hier 15 f.

**Hammer, Stephan: Mani Matter und die Liedermacher.
Zum Begriff des «Liedermachers» und zu Matters Kunst des
Autoren-Liedes.**

Bern: Peter Lang 2010. 453 S. ISBN 978-3-0343-0307-1.

Über keinen Schweizer Chansonnier, Liedermacher, Sänger – und über wenige Literaten – ist in letzter Zeit so viel geschrieben worden wie über den Berner Hans Peter «Mani» Matter. Kein Wunder, hat Matter doch mit seinen aufs Maximum reduzierten Liedern die bernische Mundart erfolgreich entschlackt, modernisiert und auch für ein Publikum ausserhalb der Kantonsgrenzen zugänglich gemacht. Mit seinen raffinierten «Lumpeli» hat er den Damm gebrochen für eine wahre Flutwelle von Mundartliedern, die allerdings erst 20 Jahre nach seinem Unfalltod im Jahr 1972 richtig losbrach. Der Germanist, Philosoph und Historiker Stephan Hammer kommt in seiner in Buchform veröffentlichten Dissertation *Mani Matter und die Liedermacher* dennoch zum Schluss, dass eine gründliche Analyse von Matters literarischem Werk bisher noch aussteht. Sein Buch erschien allerdings vor der – persönlich gehaltenen – Biografie von Wilfried Meichtry¹ und den erhellenden *Cambridge-Tagebüchern* von 1967, in denen Matter selber (wenn auch posthum) wertvolle Einblicke in den Entstehungsprozess seiner Lieder und in sein komplexes Denken gewährt. Hammers Bemerkung bezog sich auch auf die Quellenlage: Noch ist nicht der ganze Nachlass öffentlich zugänglich, was eine umfassende Würdigung erschwert.

Stephan Hammers Arbeit ist die bisher am strengsten nach wissenschaftlichen Grundsätzen geschriebene Abhandlung über Matters Oeuvre als Chansonnier. Sie will insbesondere ein Licht auf die Wechselwirkungen werfen, die Matter und der Zirkel der ihn umgebenden und beeinflussenden «Liedermacher» aufeinander ausübten. Das Werk dieser sich selber meist nur mit der Nylonsaiten-Gitarre begleitenden Sänger bezeichnet Hammer als «plurimedial vermittelte und in Programmen organisierte, mehrheitlich von Autorenliedern geprägte Kunstform». Die Lektüre fällt gerade wegen Hammers wissenschaftlichem Anspruch nicht immer leicht, auch wenn hier wichtige Bezüge zu

anderen Musikschaffenden und Autoren geschaffen und eigenständige Bestimmungsversuche gewagt werden. Manchmal ist das wissenschaftliche Korsett allerdings doch etwas zu eng geschnürt, um Matters Liedern, die ja selber quasi als Ausfalltor aus der wissenschaftlichen Arbeit des hochbegabten Juristen dienen, gerecht zu werden. Was der Abhandlung fehlt, ist jener ebenso trübe wie hinter sinnige Humor, ohne den Matters Lieder kaum ein so breites und lang anhaltendes Echo gefunden hätten. Was allerdings, trotz einer Nachbearbeitung durch den Autor, an der wissenschaftlichen Übungsanlage liegen dürfte.

Trotzdem ist *Mani Matter und die Liedermacher* ein wichtiges Grundlagenwerk. Erstmals hat ein Autor die überlieferten Chansons systematisch erfasst, von den frühen, noch etwas holprigen Pfadisongs über die bis ins Detail durchkomponierten, dialektischen Meisterwerke der späten Sechzigerjahre bis zum nachdenklichen Spätwerk, das sich vom Zwang des Reims und den Ansprüchen eines breiten Publikums zu emanzipieren begann und zum Teil erst nach Matters Tod veröffentlicht wurde. Informativ sind auch die Interviews mit Matters Sängerkollegen von den «Berner Troubadours», von denen heute drei nicht mehr leben. So ist eine wichtige Basis geschaffen für künftige Arbeiten über das Werk eines aussergewöhnlichen Sprachkünstlers, dessen Pionierarbeit mit dem eigenen Dialekt noch lange nachwirken wird – vom Kinderzimmer bis in den Vorlesungssaal.

Samuel Mumenthaler, Bern

¹ Siehe die Rezension in BEZG 75, 3 (2013), 64–66.

Heege, Andreas; Kistler, Andreas; Thut, Walter: Keramik aus Bärswil. Zur Geschichte einer bedeutenden Landhafnerei im Kanton Bern.

Bern: Verlag Bernisches Historisches Museum 2011. 306 S.
ISBN 978-3-9523269-6-1.

Die vorliegende Publikation erschien 2011 als zehnter Band in der Reihe *Schriften des Bernischen Historischen Museums*. Im Unterschied zum achten Band der gleichnamigen Reihe mit dem Titel *Gefässkeramik und Hafnerei in der Frühen Neuzeit im Kanton Bern* von Adriano Boschetti-Maradi konzentriert sich das vorliegende Werk ausschliesslich auf den geografischen Raum um Bärswil. Zusammen mit seinen beiden Mitautoren Andreas Kistler und Walter Thut verdanken wir dem Archäologen und Keramikspezialisten Andreas Heege einen der wertvollsten Beiträge zur Berner Keramik des 18./19. Jahrhunderts. Dank namhafter Sponsoren ist dieser festliche Band anlässlich

des 1150-Jahre-Jubiläums der Gemeinde Bärswil erschienen. Beim ersten neugierigen Durchblättern dieses Buches überrascht die Vielzahl äusserst qualitätsvoller Farbabbildungen. Allein die ästhetisch ansprechende Buchgestaltung evoziert sowohl bei einem Laien- als auch bei einem Fachpublikum das nötige Interesse, sich mit der prachtvollen Bärswiler Keramik näher auseinanderzusetzen.

Es ist Andreas Heege gelungen, insgesamt 333 dieser kostbaren Keramiken aus Museumsbeständen, Auktionshäusern und Privatsammlungen in einem einzigartigen Werkkatalog zu erfassen. Obwohl dieser umfangreiche Katalog unmissverständlich das Herzstück dieser Publikation bildet, wäre es vermessen, die Bedeutung dieses historisch wertvollen Bandes auf dessen Werkschau zu reduzieren. Unter Zunahme von Kartierungen, Handschriften, Drucksachen etc. bilden die zahlreichen fotografierten Stücke die Grundlage der eigentlichen historisch-keramischen Forschung. Der Band gliedert sich in vier übergeordnete Hauptkapitel:

Die ersten zwei Kapitel befassen sich mit der Forschungsgeschichte der Bärswiler Hafnerei und dem allgemeinen keramischen Gewerbe im Kanton Bern seit der Frühen Neuzeit.

Das dritte Kapitel beinhaltet die äusserst sorgfältig recherchierten archivalisch-genealogischen Forschungsergebnisse zu den Hafnerfamilien Kräuchi, Kläy und Witschi.

Die Anfänge der Keramikproduktion in Bärswil gehen auf Jakob Kräuchi (geb. 1731) zurück, welcher 1758 seine Werkstatt mit dem eigenen Brennofen in Betrieb nahm.

Die Familiendynastie Kräuchi teilte sich im 18. Jahrhundert in mindestens drei nicht unmittelbar miteinander verwandte Familienzweige. Aus diesen entstammten sowohl der erste wie auch der letzte Hafner. Die noch heute in Bärswil existierende Röhrenhütte war einst im Besitz der Familie Witschi, welche bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die tönernen Drainagerohre produzierte. Damit die teils komplexen genealogischen Verwandtschaftsbezüge der Hafnerfamilien für die Leserschaft besser nachvollziehbar sind, befindet sich in den jeweiligen Kapiteln ein Stammbaum.

Anschliessend an diese einführenden Teile folgt das letzte grosse Hauptkapitel zur Bärswiler Keramik. Im 18. Jahrhundert lässt sich im Kanton Bern eine Vielzahl grösserer und kleinerer Hafnereibetriebe historisch nachweisen. Zu den bedeutendsten und einflussreichsten Herstellungszentren zählten Blankenburg, Langnau, Heimberg und Bärswil.

Das Luxusgeschirr aus Bärswil unterscheidet sich zu demjenigen aus Langnau und Heimberg durch seine weisse Grundengobe mit der schmucken Malerei und der feinen, manganvioletten Frakturschrift. Entgegen der älteren Auffassung handelt es sich bei der Bärswiler Keramik grösstenteils um bleiglasierte Irdenware und nur bei wenigen, spezifischen Formtypen um zinnglasierter Fayence. Obwohl sich sämtliche dieser hand-

gedrehten Einzelstücke durch ihre exquisite Pinsel- oder Gänsefederbemalung auszeichnen, befindet sich auf keiner der aufgeführten Keramiken eine Erzeugersignatur. Die Verortung der Keramiken nach Bärswil erfolgt daher über lokaltypische Kriterien in Bezug auf die technische Herstellung, die Verarbeitung, die Formtypologie und nicht zuletzt über das stilistisch ausgeprägte Maldekor. Anhand konkreter Gegenüberstellungen mit Stücken aus Blankenburg, Langnau und Heimberg ist es dem Autor gelungen, die Bärswiler Keramik als stilistisch eigenständige Produktion neu zu definieren. Um den für Bärswil typischen Muster- und Dekorationskanon im Stil des ländlichen Rokoko gezielt hervorzuheben, wird die Entwicklung der Stilelemente anhand spezifischer Dekorationselemente eingehend kommentiert. Dieses umfassende Kapitel ist durch den gruppenweisen Zusammenzug verschiedenster Sujets, wie zum Beispiel das Farnkrautdekor, die Nelkenbouquets, die Rocailles, das Figurenprogramm mit einem «Musterbuch» vergleichbar. Ähnlich verhält es sich mit dem umfassenden, über 80-seitigen Katalog der bis dahin bekannten Keramiken.

Der Autor bespricht jede dieser 333 Keramiken äusserst fundiert und eingehend. Die Stücke werden in klar definierte Gebrauchs- und Formgruppen – wie beispielsweise Rasierbecken, Schüsseln, Teller, Terrinen, Tintengeschirre, Teekannen etc. – zusammengefasst.

In wieweit dieser hervorragende Band dazu beiträgt, bernisches Kulturgut zu bewahren, lässt sich anhand eines konkreten Beispiels leicht nachvollziehen:

Wenige Monate nach dem Erscheinen der vorliegenden Publikation tauchte in einem ländlichen Berner Haushalt ein von den Besitzern verkanntes Bärswiler Rasierbecken auf.

Mithilfe dieser umfassenden Publikation konnte das mittlerweile über 200-jährige Stück genauestens verifiziert werden, entkam damit seinem Verderben und erhielt somit wieder seine adäquate Wertschätzung. Wenn sich eine Publikation nebst ihrem hohen wissenschaftlichen Wert im Sinne der Erhaltung unserer Kulturgüter als präventiv nützlich erweist, verdient sie das Prädikat *ausgezeichnet*.

Christoph Messerli, Bern

Hofer, Sybille: Richter zwischen den Fronten. Die Urteile des Berner Prozesses um die «Protokolle der Weisen von Zion» 1933–1937.

Basel: Helbing Lichtenhahn 2011. 216 S. ISBN 978-3-7190-3144-2.

Die «Protokolle der Weisen von Zion», eine der bekanntesten, folgenschwersten und übelsten je verfassten antisemitischen Schriften, verfügt über ein für viele Interessierte wohl überraschend starkes historisches Band zu Bern, da jüdische Organisationen die Bundesstadt 1933 zur juristischen Arena bestimmten, um Anzeige wegen des Verkaufs der «Protokolle» zu erstatten. Der folgende spektakuläre Prozess generierte weltweites Interesse, primär weil mit den «Protokollen» einer der ideologischen Pfeiler des nationalsozialistischen Antisemitismus vor Gericht stand. Dies veranlasste Sybille Hofer erstmals eine exakte juristische Analyse vorzulegen und somit eine – angesichts der Fülle an existierender Literatur über die «Protokolle» – erstaunliche Forschungslücke zu schliessen. Hofers Studie repräsentiert indes keineswegs trockenes «Juristenfutter», sondern spricht auch breite nichtjuristische Kreise an und setzt keine juristischen Kenntnisse voraus.

Die Autorin führt ihre Leserschaft zunächst in die politischen und juristischen Hintergründe ein und verdeutlicht, dass das juristische Tauziehen in einer zwischen Deutschland und der Schweiz politisch angespannten Zeit stattfand. Anschliessend werden Inhalt, Entstehung, Vorbilder und Verbreitung der «Protokolle» sowie deren Bedeutung im Nationalsozialismus näher beleuchtet. Die antisemitische Schrift schildert die angeblichen Pläne für die Errichtung einer jüdischen Weltherrschaft. Dies geschieht in Form von als Sitzungsberichte angedeuteten «Protokollen» – ohne jedoch Teilnehmer, Ort und Zeit der vermeintlichen Zusammenkünfte zu nennen. Titel und Inhalt suggerieren, dass eine «Weisen von Zion» genannte jüdische Geheimorganisation verschwörerische Weltherrschaftspläne entwickelte und diese Ambitionen protokollierte. Tatsächlich wurde die Hetzschrift jedoch Ende des 19. Jahrhunderts von einem unbekanntem Autor in Frankreich auf russische Veranlassung hin verfasst und weist eindeutige Parallelen zu mehreren literarischen Vorbildern auf. Der so entstandene Text wurde später in zahlreiche Sprachen übertragen und mehrfach neu aufgelegt. Dies führte zu einer weltweiten Verbreitung der in den «Protokollen» enthaltenen obskuren Verschwörungstheorie, aus der leicht ein Aufruf zu Judenverfolgungen abgeleitet werden kann. Vor allem die Nationalsozialisten, darunter Adolf Hitler in *Mein Kampf*, nutzten die Schrift in propagandistischer Hinsicht als scheinbaren Beleg für ihr Judenbild. Neben vom nationalsozialistischen Parteiverlag gedruckten Exemplaren zirkulierten indes noch weitere Editionen der «Protokolle» – etwa diejenige des Antisemiten Theodor

Frisch. Diese Ausgabe war es denn auch, die zum Berner Prozess führte, da sie 1933 auf einer im Berner Casino stattfindenden Versammlung der «Nationalen Front» zum Kauf angeboten worden war.

Nicht nur der politische, sondern auch der juristische Kontext prägte den Berner Prozess. In der Schweiz der 1930er gestaltete sich das juristische Vorgehen gegen antisemitische Schriften aufgrund fehlender Gesetzesgrundlagen generell schwierig. Die Klägerorganisationen, der Schweizer Israelitische Gemeindebund und Berns jüdische Gemeinde, liessen sich davon aber nicht abschrecken und bestimmten Bern aus strategischen Gründen zum Ort des juristischen Kräftemessens. Nur hier existierte ein Tatbestand, der ihnen womöglich Handhabe bot, um gegen die «Protokolle» vorzugehen: das 1916 erlassene «Gesetz über das Lichtspielwesen und Massnahmen gegen die Schundliteratur». Der Erfolg des Prozesses hing also primär davon ab, ob die Justiz die eingeklagte Schrift als Schundliteratur einstufen würde. Für das Verfahren war ein als Einzelrichter fungierender Gerichtspräsident zuständig, in concreto der Sozialdemokrat Walter Meyer.

Meyer kam am 14. Mai 1935 nach 23 Sitzungstagen zum Schluss, dass die «Protokolle» Schundliteratur darstellten und verurteilte die beiden an ihrer Verbreitung beteiligten Hauptangeschuldigten «Fröntler» Silvio Schnell und Theodor Fischer zu symbolischen Geldbussen. Diese legten daraufhin Berufung ein, sodass auch das Berner Obergericht sich über den politisch explosiven Fall beugen musste. Hofer weist in ihrer Analyse des ersten Prozesses (1933–1935) nach, dass Meyer keineswegs unbefangen zu Werk ging. Der Sozialdemokrat wollte die «Protokolle» als Plagiat entlarven und dem Antisemitismus und der Judenverfolgung so ihre scheinbare Legitimation entziehen – zumindest in der Schweiz. Er beabsichtigte weniger die Angeklagten zu bestrafen als vielmehr die Hetzschrift zu verurteilen. Dennoch bemühte sich Meyer, den Prozess nicht einseitig zu führen. So erlaubte er Privatklägern und Angeklagten jeweils Sachverständige zu bestimmen, was eine höchst ungewöhnliche Vorgehensweise darstellte. Während die Kläger unter anderem den Berner Publizisten und Nazigegner Carl Albert Loosli aufboten, bestimmten die Angeklagten den deutschen «Berufsantisemiten» und Exoffizier Ulrich Fleischhauer zu ihrem juristischen Beistand. Um den Schein der Befangenheit zu vermeiden, gestattete Meyer dem «Judenexperten» Fleischhauer gar vier Tage lang, seine radikalen rassistischen Sichtweisen zu verbreiten. Zur Brisanz, Dauer und den hohen Kosten dieses erstinstanzlichen Prozesses trug auch der Umstand bei, dass zahlreiche Zeugen aus dem In- und Ausland vorgeladen wurden, darunter Chaim Weizmann, der spätere erste Staatspräsident Israels.

Das zweite Gerichtsverfahren (1935–1937) endete mit dem Freispruch der beiden Angeklagten, da das Berner Obergericht die «Protokolle» im engeren juristischen Sinn

nicht als Schundliteratur interpretierte. Die Richter standen bei diesem zweiten Prozess vor einem Dilemma. Einerseits verurteilten sie die «Protokolle» persönlich und waren sich der mit der antisemitischen Schrift verbundenen Gefahren bewusst. Andererseits bot ihnen die damalige Rechtslage relativ wenig Handhabe, um die Angeklagten zu verurteilen. Nichtsdestotrotz verdeutlichten die Richter ihre persönliche Ablehnung an verschiedenen Stellen der Urteilsbegründung. Sie unterstrichen diese Ablehnung auch mit dem Ausspruch von Rechtsfolgen, in dem sie den Freigesprochenen die in solchen Fällen übliche staatliche Entschädigung ihrer Prozesskosten verweigerten und gar eine Teilzahlung der Staatskosten auferlegten. Laut Hofer scheint der Freispruch der «Fröntler» nur auf den ersten Blick unverständlich oder – gemäss häufig formulierter Kritik – «formaljuristisch». Stattdessen bedeutete das Urteil vielmehr ein richterliches Bekenntnis zu rechtsstaatlichen Prinzipien und enthielt eine zumindest in juristischen Kreisen unmissverständliche Kritik am nationalsozialistischen Deutschland. Das Obergericht gewichtete die in der Schweiz verankerten Freiheitsrechte besonders stark, vor allem die Pressefreiheit und der Schutz des Individuums vor der Willkür staatlicher Bestrafung – entsprechend der etablierten Grundregel «keine Strafe ohne Gesetz».

Diese Freiheitsrechte kontrastierten mit den 1933 nach der nationalsozialistischen «Machtergreifung» in Deutschland abgeschafften Bürgerrechten (inklusive Pressefreiheit). Die Berner Richter waren sich bewusst, dass ihr Urteil auch Konsequenzen für die Schweizer Pressefreiheit haben konnte, zumal deutsche Vorwürfe einer angeblich nicht neutralen Schweizer Presse einen Teil des politischen Prozesshintergrunds bildeten. Insbesondere die heftigen Angriffe auf Hitler und Göring durch links gerichtete Zeitungen hatten die Nationalsozialisten erzürnt. Hofer betont indes, dass der politische Druck, das mächtige Nachbarland nicht zu brüskieren, bezüglich der richterlichen Motive keine signifikante Rolle spielte. Dies im Gegensatz zum Bundesrat, der bereits 1934 mit der Schaffung einer Rechtsgrundlage für Eingriffe in die Presse auf den nationalsozialistischen Druck reagierte. In den darauffolgenden Jahren sprach der Bundesrat diverse Verwarnungen und Aufrufe an kritische Zeitungen aus, womit ein hinsichtlich Verfassungsmässigkeit zweifelhaftes Verbot von Presseorganen in der Luft lag. Das Obergericht bekannte sich mit dem Urteil von 1937 jedoch explizit zur Schweizer Pressefreiheit und distanzierte sich so zugleich von der Gleichschaltung der deutschen Presse.

Der Freispruch enthielt laut Hofer indes auch eine implizite Kritik an der folgenreichen Änderung des deutschen Strafgesetzbuchs von 1935, welche primär die Abschaffung des Rechtsprinzips «keine Strafe ohne Gesetz» umfasste. Hauptmotiv hierfür bildete der Umstand, dass in der nationalsozialistischen Logik die «Volksgemeinschaft» und nicht das Individuum als höchster Wert galt. Da einige ranghohe Nationalsozialisten befürchteten, dass «keine Strafe ohne Gesetz» es (jüdischen) «Gemeinschädlingen»

erlauben würde, ihre «volksfeindlichen Ziele» zu erreichen, lautete das neue Rechtsprinzip ab 1935 «keine Straftat ohne Bestrafung». Welche gesetzlich nicht geregelten «Straftaten» nun aber eine Bestrafung «verdienten», sollte jeweils nach «gesundem Volksempfinden» festgelegt werden. Diese ideologische Formulierung öffnete der juristischen Willkür Tür und Tor. Hofer weist nach, dass diese fragwürdige deutsche Justizreform den Berner Richtern höchstwahrscheinlich bekannt war, sodass sie deren Urteil auch als Kritik an dieser Rechtsauffassung versteht. Eines von mehreren Indizien für diese Schlussfolgerung bildet folgende Urteils Passage: «Der Richter ist nicht Gesetzgeber.»

Richter zwischen den Fronten stellt eine ausgezeichnete Studie dar. Die Autorin erörtert Befangenheiten, Motive und Handlungsspielräume von zahlreichen Akteuren und verknüpft diese mit der rechtlichen und politischen Situation und kommt so zu teilweise überraschenden Ergebnissen. Zudem berücksichtigt sie eine Fülle an Quellen und Sekundärliteratur, offenbart etliche juristische Nachspiele, analysiert andere zeitgenössische Gerichtsverfahren und illustriert anhand des Berner Prozesses zugleich die Schwierigkeiten, die sich ergeben können, wenn gesellschaftspolitische Probleme vor Gericht gelöst werden sollen. Wünschenswert wäre noch eine Darstellung der deutschen Reaktionen auf den Freispruch von 1937 gewesen, vor allem ob und wie die implizite Kritik des Obergerichts auch in nichtjuristischen Kreisen registriert wurde. Ein weiteres Plus bildet der vollständige Abdruck der beiden Berner Urteilstexte im zweiten Buchteil. Ihre Lektüre erlaubt die Überprüfung von Hofers Analysen und bietet Einblick in zeitgenössische juristische Rhetorik und Argumentation. Bereichernd ist auch der Epilog, der verdeutlicht, wie es nach 1937 mit den wichtigsten Protagonisten und gesetzlichen Bestimmungen weiterging. So erfährt man beispielsweise, dass der juristische Terminus Schundliteratur 1942 aufgehoben wurde und dass heute in der Schweiz Regelungen gelten, die eine Bestrafung mit bis zu drei Jahren Haft von Personen ermöglichen, welche die «Protokolle» verbreiten.

Rémy Limpach, Bern

**Rickenbacher, Martin: Napoleons Karten der Schweiz.
Landesvermessung als Machtfaktor 1798–1815.**

Baden: hier + jetzt 2011. 356 S. ISBN 978-3-03919-196-3.

Das Hauptziel der vorliegenden Untersuchung war die Erforschung und Einordnung der französischen Kartierungsaktivitäten in schweizerischen Gebieten zur Zeit Napoleons I. Die in der Periode 1798–1815 entstandenen Karten sollten aufgefunden, kategorisiert, beschrieben und die damals kartierten Flächen bestimmt werden. Zudem sollten die politischen Beweggründe, die hinter den französischen Bemühungen um die

Vermessung und Kartierung schweizerischer Gebiete standen, untersucht und dargestellt werden (S. 15). Der Autor wollte zudem die Konzepte der Helvetischen Republik für eine Landesvermessung «im gesamten Zusammenhang» würdigen (S. 19). Und auf der letzten Seite bekennt sich der Autor mit einem Zitat, dass er zu einem Forschungsthema einen «Raum» gesucht und offenbar gefunden hat, der wenn möglich unberührt war und den er mit Strukturen, Inhalten und Wissensfortschritten füllen konnte (S. 316).

Die Untersuchung basiert einerseits auf zahlreichen Primärquellen, vorwiegend Textdokumente und ausgewählte Karten in französischen Archiven, sowie andererseits auf Sekundärliteratur und auf Genauigkeitsanalysen ausgewählter Karten mithilfe neuer Computersoftware.

Nach dem Einleitungskapitel zur Zielsetzung, zum Stand der Forschung und der Erläuterung der Quellen und Methoden sind im ersten Hauptkapitel die Entwicklung der Kartografie und der Vermessung in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert ausführlich dargestellt. Dabei sind vor allem die Institutionen, die Organisation und die wichtigsten Personen beschrieben. Im nächsten Hauptkapitel ist die Entwicklung in der Schweiz vor 1800 dargestellt. Das Schwergewicht liegt auf den wissenschaftlichen Vermessungsarbeiten des Berners Johann Georg Tralles und dessen Schüler Ferdinand Rudolf Hassler sowie auf der Herstellung des *Atlas Suisse* (1796–1802) von Johann Rudolf Meyer, Seidenbandfabrikant aus Aarau, und dem französischen Ingenieur Johann Heinrich Weiss. Rickenbacher weist besonders auf den wichtigen Beitrag des Topografen und Reliefbauers Joachim Eugen Müller aus Engelberg hin und begründet damit, dass das Werk eigentlich Meyer-Weiss-Müller-Atlas genannt werden müsste und nicht nur Meyer-Weiss-Atlas. Aufschlussreich und weitgehend neu sind in diesem Kapitel die ganz unterschiedlichen Auffassungen und Produkte der Wissenschaftler (Tralles, Hassler u.a.) und der praktisch und kommerziell arbeitenden Kartenmacher und der fast zwangsläufig daraus entstandenen Spannungen und Konflikte. Im dritten Hauptkapitel sind die im Haupttitel des Buches genannten Arbeiten der Ingenieur-Geografen Napoleons in der Schweiz dargestellt, wobei auch in diesem Teil das Schwergewicht auf der Organisation, den Institutionen und den Personen liegt. Kartiert wurde in der napoleonischen Zeit nur der Jura und Teile des angrenzenden Mittellandes, insgesamt lediglich etwa ein Achtel der heutigen Schweiz. Selbst diese Karten sind nicht alle neu vermessen und kartiert. Einzelne wurden auf der Grundlage älterer Karten nur neu gezeichnet. Die Karten dieser Zone sind im vierten Hauptkapitel detailliert untersucht und deren Genauigkeit mit digital hergestellten Verzerrungsgittern analysiert. Im abschliessenden Kapitel *Karten als Instrumente zur Beherrschung des Raumes* sind einzelne Ergebnisse nochmals aufgenommen. Es handelt sich einerseits um eine Zusammenfassung, andererseits um Schlussfolgerungen, die aber teilweise in den analytischen Abschnitten nicht

begründet sind. So wird beispielsweise die Bedeutung der Kommunikationsnetze (Strassen und telegrafische Verbindungen) einzig in diesem Abschnitt erwähnt.

Die Publikation ist besonders wertvoll durch die intensive Arbeit an den Primärquellen, ergänzt durch die Sekundärliteratur. Die sehr zahlreichen Zitate und die Gliederung des Buches in über 220 Kapitel und Unterkapitel machen das Buch recht schwer lesbar. Viele Aussagen sind nur durch Zitate belegt und damit zu wenig in die übergeordnete Fragestellung eingebunden und begründet. Einzelne Themen wie zum Beispiel der *Atlas Suisse* werden in zahlreichen Kapiteln beschrieben, was die Beurteilung dieses wichtigen Werkes erschwert. Besonders umfassend und wichtig ist die Darstellung zur Vermessungsgeschichte der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert. Ebenso liefern die Genauigkeitsanalysen, unter anderem mit den digital hergestellten Verzerrungsgittern, wichtige neue Erkenntnisse. Der Band ist sehr schön gestaltet und reich illustriert. Leider fehlt bei vielen reproduzierten Altkarten die Angabe des Originalmassstabes und bei allen der Reproduktionsmassstab. Sehr aussagekräftig sind die vom Autor entworfenen und wohl auch gezeichneten Grafiken.

Eine stärkere Fokussierung auf die Hauptfragestellung wäre möglich gewesen und hätte das Buch verständlicher und leichter lesbar gemacht. Der Titel hätte treffender gewählt werden können, und die Aussage des Untertitels *Landvermessung als Machtfaktor* ist zwar mehrfach erwähnt, aber kaum begründet und diskutiert. Trotz dieser Einschränkungen ist die Publikation von Martin Rickenbacher ein wichtiger Beitrag zur Vermessungsgeschichte der Schweiz und für alle vermessungs- und kartenhistorisch Interessierten sehr zu empfehlen.

Hans-Rudolf Egli, Meikirch

Roth Heege, Eva: Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion.

Bern: Stämpfli 2012. 380 S. ISBN 978-3-908182-23-8.

Die Publikation mit dem Titel *Ofenkeramik und Kachelofen* der Archäologin Eva Roth Heege erschien als Band 39 in der Reihe *Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters*. Anlässlich einer mehrtägigen Fachtagung in Lohr am Main, an der sich ein Gremium mit terminologischen Fragen zur Beschreibung der Ofenkeramik auseinandergesetzt hat, verfasste Werner Enders 1993 ein Beschlussprotokoll. Das vorliegende Buch basiert auf Enders Rohmanuskript und ist ihm zu seinem 75. Geburtstag gewidmet.

Was ursprünglich als Leitfaden zur Ofenkeramik geplant war, vollendete die Autorin mit ihrem Verfassersteam zum gegenwärtig bedeutendsten Standardwerk auf dem

Gebiet der Ofenkeramik.¹ Allein das sechsseitige Inhaltsverzeichnis gliedert sich in acht alphabetisch übergeordnete Hauptkapitel und verspricht damit weit mehr als einen blossen Leitfaden.

Die eingehend behandelten Inhalte sämtlicher Kapitel werden dem präzisierenden Untertitel *Typologie, Terminologie und Rekonstruktion* vollends gerecht. Wer glaubt, dass es sich bei der vorliegenden Publikation mit dem eher unspektakulären Untertitel und dem nüchternen Schwarz-Weiss-Einband um eine rein theoretische Auseinandersetzung handelt, wird bereits im dritten Kapitel, das sich der Ofenkachelherstellung widmet, eines Besseren belehrt.

In diesem handwerksspezifischen Teil wird unter Zunahme ausgewählter Originale der Druck aus Patrizen und Modeln prägnant und anschaulich erklärt. Die klar kommentierten und eigens dazu fotografierten Arbeitsschritte veranschaulichen auf praxisnahe Art und Weise die Abformung von Kacheln und Modeln. Diese einführenden Erläuterungen zur Herstellung von Ofenkeramik, von den frühen Handaufbautechniken bis zur Modelntechnik, schliessen mit der industriellen Ofenkachelproduktion am Beispiel von Velten bei Berlin.

Besonders hervorzuheben ist der knappe, jedoch bemerkenswerte Beitrag von Harald Rosmanitz zu den grafischen Vorlagen und deren Umsetzung auf die Ofenkacheln. Dieser kunsthistorische Ansatz überrascht mit treffenden Beispielen, die die Übertragung von Holzschnitten und Kupferstichen oberrheinischer und niederländischer Meister des 15. und 16. Jahrhunderts in das Medium der Keramik vorzüglich dokumentieren. Das Ende dieses produktionsspezifischen Kapitels beschliesst eine 34-teilige Bilderfolge zur Herstellung einer reliefierten Blattkachel. Die Kapitel vier und fünf fassen sich mit der Konstruktion und Rekonstruktion von Kachelöfen sowie mit der Dokumentation von Ofenkacheln.

Der annähernd 120-seitige Hauptteil dieser Publikation bilden die Typologie und Terminologie der Ofenkeramik. Die einzelnen Bauteile der Öfen werden nach technologischen Bezeichnungen charakterisiert. Dadurch erlangte die Autorin eine präzisierende und systematische Vereinheitlichung von bereits bestehenden Ofenkeramik-Begriffen im deutschsprachigen Raum. Allein die klar strukturierte Zusammenstellung von einfachen und zusammengesetzten Kacheln ist höchst beeindruckend. Die Autorin unterscheidet dabei 15 übergeordnete Kachelarten, die sie jeweils in weitere, durchnummerierte Feintypen unterteilt. Sämtliche Kacheltypen und Ofenbauteile wurden von fachkundigen, muttersprachigen Spezialisten in bis zu 17 Fremdsprachen übersetzt. Dieser multilinguale Aspekt ist als grosse Leistung anzuerkennen und zeichnet die vorliegende Publikation als international gültiges Standardwerk aus. Die über 550 Abbildungen in Form von Umzeichnungen und Fotografien dienen nicht nur der Illustration

einzelner Formtypen, sondern stehen jeweils auch als Vertreter des jeweiligen Verbreitungsraums. Die dazugehörigen, knappen und verständlichen Erklärungen geben nebst der formalen Ausprägung und dem geografischen Verbreitungsraum auch Auskunft über die zeitliche Einordnung.

Der ganze Band präsentiert sich in hoher gestalterischer Qualität. Sowohl den aussagekräftigen Fotos, wie auch den feinen Umzeichnungen und den wissenschaftlichen Texten wird der nötige Raum eingeräumt. Diese Gestaltungsart wird konsequent durchgeführt, was dazu beiträgt, dass das Werk eine ansprechende, übersichtliche und informative Einheit bildet. Obwohl diese wissenschaftlich fundierte Publikation einen ihrer Qualität angemesseneren Einband verdient hätte, gelingt es der Autorin dennoch vorzüglich, die archäologisch und kulturhistorisch interessierte Leserschaft «hinter dem Ofen hervorzuholen».

Christoph Messerli, Bern

¹ Zu den weiteren Verfassern und Verfasserinnen zählen: Hans-Georg Stephan, Renata Windler, Julia Hallenkamp-Lumpe, Andreas Heege, Katja Lesny, Harald Rosmanitz, Uwe Lamke, Monika Dittmar, Günther Unteidig, Klaus Hufnagel, Matthias Henkel, Margret Ribbert.

Tschumper, Annemarie: 1913–2013. Vom Schularztamt zum Gesundheitsdienst.

Festschrift anlässlich des 100-Jahr Jubiläums des Gesundheitsdienstes.

Bern: Gesundheitsdienst der Stadt Bern 2013. 38 S. [Bezug: gsd@bern.ch].

Jubiläen fördern die Aufarbeitung der Verwaltungsgeschichte. Anlässlich des 100-Jahre Jubiläums des Gesundheitsdienstes der Stadt Bern hat die jetzige Co-Leiterin, Annemarie Tschumper, in einer ansprechenden Broschüre dessen Entwicklung vom pionierhaften Schularztamt zur heutigen interdisziplinären Verwaltungsdienststelle nachgezeichnet. Sie stützt sich dabei neben der Fachliteratur und den Publikationen der vorgängigen Amtsleitungen vor allem auf die zahlreichen Schriften von Paul Lauener, der von 1918 bis 1952 Schularzt war und das städtische Gesundheitswesen massgeblich prägte. Rachitis, Schulhygiene, Tuberkulosebekämpfung, Darmwürmer, die Kropfbehandlung und das Mädchenturnen galten als Schwerpunkte der damaligen Aktivitäten. Spektakulär waren die Höhenflüge zur Therapie von Keuchhusten. Viele der schulärztlichen Aufgaben laufen durch das ganze Jahrhundert hindurch, so die Bewegungsförderung, die Bekämpfung von Infektionskrankheiten, schulsoziale Angebote, die Begleitung bei der beruflichen Integration und der Einsatz für mehr Chancengerechtigkeit. 1989 erfolgt die Fusion mit dem Stadtarztamt und damit die Ausweitung zur öffentlichen Gesundheitspflege.

Historische und aktuelle Fotos lockern den kompetent geschriebenen Text auf. Die Lektüre weckte im Rezensenten der älteren Generation manche Erinnerung an die kleineren und grösseren Qualen, die das schwächliche Schulkind damals anlässlich der schulärztlichen Vorsorgemassnahmen zu erleiden hatte.

Emil Erne, Bern

Wey, Othmar, mit einem Beitrag von Antoinette Rast-Eicher und Susi Ulrich-Bochsler: Die Cortaillod-Kultur am Burgäschisee. Materialvorlage und Synthese zu den neolithischen Fundkomplexen von Burgäschisee-Ost, -Südwest, -Süd und -Nord.

Acta Bernensia XIII. Bern: Stämpfli 2012. 228 S. ISBN 978-3-7272-1263-5.

Jakob Keiser liess 1877 am Nordufer des Burgäschisees Reste einer jungsteinzeitlichen Siedlung ergraben. 1958 war das Bernische Historische Museum verantwortlich für die letzte Grabungskampagne an diesem auf dem Gebiet der Kantone Solothurn und Bern liegenden Mittellandsees. In dieser Zeitspanne von 81 Jahren erfolgten Grabungen an vier Stellen im Uferbereich des wegen einer 1943 vorgenommenen Absenkung des Seespiegels kleiner gewordenen Gewässers. Lokalisiert wurden, in chronologischer Reihenfolge der Grabungen, vier Siedlungsplätze: Bürgäschisee-Nord, -Südwest, -Ost und -Süd. Dokumentiert, gesammelt und publiziert haben die Archäologen entsprechend des jeweiligen Kenntnisstandes und mit den in den verschiedenen Zeiten gängigen Methoden und zur Verfügung stehenden Mittel. Soweit die einführenden Feststellungen Othmar Weys.

Mit dem sehr heterogenen Angebot an Zeugnissen setzt sich der Autor in einem 1997–1999 am Bernischen Historischen Museum durchgeführten Forschungsprojekt des Schweizerischen Nationalfonds auseinander. Akribisch versucht er mit Plänen, Tagebüchern, Protokollen, Inventaren und unpublizierten Schriften einerseits, vor allem aber mit Artefakten aus Keramik, Knochen, Geweih und Gestein sowie mit Geweben aus Pflanzenmaterial eine Gesamtübersicht zu verschaffen. Unentbehrlich waren dabei mehr als 50 Burgäschisee-Publikationen (z.T. aus der Reihe der *Acta Bernensia II*).

Als Erschwernis für die Interpretation erwiesen sich folgende Sachverhalte: Nicht alles wurde jeweils gefunden. Zu oft wurden nur «schöne» Fundstücke dokumentiert und konserviert. Nicht alle fanden den Weg in eine öffentliche Sammlung. Aber auch bei zahlreichen dokumentierten und publizierten Fundstücken musste der Autor feststellen, dass sie «verschollen» sind. Für die Auswertung ist dieser Umgang mit Bodenfunden ein Ärgernis, um einen zuverlässigen Gesamtüberblick zu gewinnen ein Makel. Dennoch gelingt es Wey, ein Bild von der Abfolge der vier Siedlungsplätze zu gewinnen,

die jeweiligen Artefakte untereinander zu vergleichen und sie in einen Zusammenhang mit anderen cortaillozeitlichen Siedlungen im Schweizer Mittelland (v.a. im unteren Zürichseebecken, im Wauwilermoos und im bernischen Seeland mit dem Schwergewicht Twann) zu stellen.

Zeitlich folgten sich vier Siedlungen: Burgäschisee-Ost, -Südwest, -Süd und -Nord. Absolutchronologisch beginnen sie im dritten Viertel des 39. und enden im dritten Viertel des 37. Jahrhunderts v. Chr. Innerhalb der Siedlung Süd lassen sich zudem interne Siedlungsabläufe nachweisen. Bei der Keramik scheint eine lokale Tradition zu überwiegen, bei den Knochen- und Geweihartefakten dagegen besteht eine klare Vergleichsbasis mit der Zentralschweiz. Eindeutige Parallelen mit den Cortaillo-Kulturen am Bieler- und Neuenburgersee sind nicht nachweisbar. Seine Befunde dokumentiert der Autor u.a. mit 62 Tafeln.

Aus naturwissenschaftlicher Sicht mögen zwei Wermutstropfen auf Weys Arbeit fallen: 1) auch bei zahlenmässig genügend Fundgut und Messdaten wurde kein Versuch unternommen, allfällige Unterschiede statistisch abzusichern. So muss man sich mit wenig aussagekräftigen Interpretationen wie «sie zeigen vermutlich keine echte Entwicklungstendenz» zufrieden geben. 2) Zumindest für Burgäschisee-Süd liegen Tierreste in grosser Zahl vor (Boessneck et al. 1963). Ein Hinweis darauf hätte dem Lesenden einen Einblick in die Ernährungsgewohnheiten der Bewohner (Jagd bzw. Haustierhaltung) ermöglicht und das Bild abrunden können. Dennoch verdient die minutiöse Zusammenstellung und Wertung der vier Stationen innerhalb der Siedlungskammer Burgäschisee grosse Anerkennung und weckt Interesse. Zwischen den vier Siedlungen liegen räumliche Lücken und, wie Othmar Weys Vergleiche zeigen, offensichtlich auch zeitliche Siedlungsunterbrüche. Lassen sie sich eines Tages schliessen?

Peter Lüps, Schlosswil